

Ein leises Gedicht

Es war ein kalter Morgen in Neuruppin, als Emilie zum ersten Mal allein durch die engen Gassen der Stadt lief, ihre kleinen Stiefel klackerten auf dem nassen Pflaster, während Nebel wie ein Tuch über dem Schulplatz lag. Sie war nun zehn Jahre alt, lebte bei einer Kaufmannsfamilie in der Nähe der Fischbänke, und obwohl sie alles tat, um nicht aufzufallen, war sie für die anderen Kinder stets die Fremde geblieben. „Die mit der Amme gekommen ist“, flüsterten sie, „nicht einmal ihre Mutter wollte sie behalten.“ Emilie hatte gelernt, auf solche Sätze nicht zu reagieren. Stattdessen beobachtete sie – den See, der im Winter zugefroren war, die Enten, die selbst in der Kälte schnatterten, und die vielen Gesichter auf dem Markt, von denen jedes eine Geschichte trug. Am meisten jedoch beobachtete sie die Bücher im Fenster der alten Buchhandlung in der Fischbänkestraße, denn dort hatte sie Theodor zum ersten Mal gesehen. Er war ein schmaler Junge mit dunklen Locken und einem Blick, der so viel wusste wie sie selbst. Theodor kam oft nach dem Unterricht vorbei, nahm sich ein Buch aus dem Regal, setzte sich auf die Bank davor und las, als gehöre ihm die Welt. Emilie wagte eines Tages, sich daneben zu setzen. „Magst du Geschichten?“, fragte er ohne aufzusehen. Sie nickte. So begann eine leise Freundschaft zwischen zwei Kindern, die mehr zwischen den Zeilen lebten als in der Welt um sie herum. Theodor erzählte ihr von Gedichten, von entfernten Städten und alten Schlachten, während Emilie ihm von Träumen berichtete, die sie nachts verfolgten – von einer Mutter, die durch einen Bahnhof ging, ohne sich umzusehen, und von einem großen Saal, in dem niemand ihren Namen kannte. Eines Tages, als Theodor nicht erschien, fragte Emilie in der Buchhandlung nach ihm. „Er ist krank“, sagte der alte Herr Böttcher, der die Bücher stapelte. „Aber er hat etwas für dich dagelassen.“ Es war ein Blatt, auf dem in sorgfältiger Schrift stand: Emilie, du bist wie ein Gedicht – leise, aber voller Kraft. Vergiss das nie. Sie nahm es mit, faltete es achtmal, trug es nahe bei sich, selbst als sie Jahre später fortgeschickt wurde, um in einem Haushalt in Berlin als Dienstmädchen zu arbeiten. Neuruppin ließ sie nie ganz los. Die Straßen, der Geruch von Papier, Theodors Blick. Mit fünfzehn schrieb sie ihm den ersten Brief, mit siebzehn kam eine Antwort. „Ich werde schreiben“, stand da, „für Menschen wie dich. Für die, die gesehen werden müssen.“ Als Emilie vierundzwanzig war, kehrte sie für einen Tag zurück. Alles war kleiner geworden – die Gassen, der Schulplatz, selbst der See. Nur die Buchhandlung war gleich geblieben. Der Laden war leer, aber im Fenster lag ein Buch mit einem goldenen Titel: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Auf der ersten Seite stand eine Widmung: Für Emilie, ohne die ich nie zu schreiben begonnen hätte. Emilie trat hinaus, atmete die kalte Luft ein und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen.